

ISSN 1560-6325 ISBN 3-901989-10-2 € 15,-

polylog

12 2004

Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren

Das zweite
EUROPA

Mit Beiträgen von

Mădălina DIACONU

sowie

Andrzej GNIAZDOWSKI

Lukas Marcel VOSICKY

Tschasslaw W. KOPRIWITZA

Franz WINTER

Tanil BORA

Christina CEMING

Gianni VATTIMO

Tina Claudia CHINI

SONDERDRUCK



Redaktion und Einleitung:
Mădălina Diaconu

7

MADALINA DIACONU

*De imagine Europae. Von rumänischen
Randbewohnern*

4

EUROPA

24

ANDRZEJ GNIAZDOWSKI

Esel und Opium

37

TSCHASSLAW W. KOPRIWITZA

*Am Rande des Europäischen. Die Dilemma-
ta des gängigen Europa-Entwurfs*

53

TANIL BORA

*Welche EU? Welche Errungenschaften? Wie
die Frage des EU-Beitritts in der Türkei dis-
kutiert wird*

im gespräch

59

GIANNI VATTIMO

*»Für eine multipolare Welt«
im Gespräch mit Martin G. Weiss und
Martin Ross*

forum

69

LUKAS MARCEL VOSICKY

Roma: »Europas größte Minderheit«

86

FRANZ WINTER

*»...erstes und letztes Wort der Weisheit«:
Zum Umgang mit buddhistischer und
»asiatischer« Religiosität bei E.M. Cioran*

99

KATHARINA CHRISTINA CEMING

*Hinduismus: Auf dem Weg vom Universalis-
mus zum Fundamentalismus?*

115

BERICHTE

120

BÜCHER UND MEDIEN

TINA CLAUDIA CHINI

*Interkulturelle Philosophie. Disziplin, Ori-
entierung, Praxis? Ein Literaturbericht.*

146

IMPRESSUM

147

POLYLOG BESTELLEN & ABONNIEREN

Tschasslaw D. Kopriwitsa

AM RANDE DES EUROPÄISCHEN

DIE DILEMMATA DES GÄNGIGEN EUROPA-ENTWURFS

Im Folgenden werden wir die kulturell-politisch-geschichtlichen Aspekte des unter dem Namen »Europäische Union« (EU) bekannten Projekts der europäischen Vereinigung erörtern. Dabei werden wir von diesem Entwurf aus methodologischen Gründen Abstand nehmen, und zwar zweifach: Einmal, indem wir die Sache vom Standpunkt eines der europäischen Randländer aus betrachten, das, zumindest derzeit, in dieses Unternehmen nicht einbezogen ist. Zweitens werden wir den ideen-ideologischen Kern dieses Unternehmens vor dem Hintergrund des europäischen kulturell-philosophischen Erbes befragen. Beide, sowohl der topologisch-synchronische als auch der traditionsmäßig-diachronische Unterschied, sollten diejenigen Momente ins Spiel bringen, die im öffentlich maßgebenden Europa-Diskurs eher verdrängt, sozusagen »marginal« sind.

DIE ZWEI EUROPAS: SYNCHRONISCHER UND DIACHRONISCHER UNTERSCHIED

Was will man mit dem Projekt der Europäischen Union erreichen, wie soll das zu Erstrebende institutionell-politisch aussehen, und was wäre seine identitätskulturelle Grundlage; ein »Vaterland der Vaterländer«, eine europäische Föderation oder etwas Drittes? Der letzteren Frage, als der wichtigsten für uns, wird vor allem unsere Aufmerksamkeit gelten.

Wie sieht das Verhältnis des zeitgemäßen Europäertums gegenüber der Gesamtheit des europäischen kulturell-zivilisatorischen Erbes

Tschasslaw D. KOPRIWITZA unterrichtet Philosophie an der Universität Belgrad.





Es ist dabei nicht nur fraglich, ob beim Abwägen der Annehmbarkeit aller Teile innerhalb der europäischen Tradition [...] das optimale Gleichgewicht gefunden wurde, sondern ob alle Elemente der europäischen Tradition genügend in Betracht gezogen wurden.

aus? Diese Frage zu stellen bedeutet weiter im Einzelnen zu überprüfen, wie es zur gegenwärtigen Deutung des maßgeblich Europäischen gekommen ist und wie diese zum Rest der europäischen philosophisch-denkerischen, bzw. politisch-rechtlichen Tradition steht. Ist die gegenwärtige Ausdeutung/Identifizierung des Europäischen die »bestmögliche« (zumindest in diesem Augenblick, was aber die Wandelbarkeit der jeweiligen Überlieferungsdeutung sicherlich nicht ausschließt) und reicht sie hin, um eine relativ unproblematische Begründung des europäischen Projekts zu gewährleisten? Es ist dabei nicht nur fraglich, ob beim Abwägen der Annehmbarkeit aller Teile innerhalb der europäischen Tradition (oder sogar der verschiedenen »europäischen Traditionen« – was wieder sowohl geographisch als auch diachronisch zu fassen ist) das optimale Gleichgewicht gefunden wurde, sondern ob alle Elemente der europäischen Tradition genügend in Betracht gezogen wurden. In diesem Sinne ist es merkwürdig, dass in Westeuropa heutzutage den Identitätsbesonderheiten der arabisch-moslemischen Welt so viel Rechnung getragen wird, und zwar dermaßen, dass sie als solche – im Unterschied zu Osteuropa¹, mit wenigen Ausnahmen, und fast ausschließlich außerhalb der Welt der Politik – *anerkannt* werden. Dies wirkt umso paradoxer, wenn man bedenkt, dass die Osteuropäer, auch wenn ihre Identitätsmomente von den westeuropäischen abweichen, den Westeuropäern unvergleichlich näher stehen als andere. Der Grund für eine solche Einstellung der Westeuropäer ist zunächst in der Unwilligkeit der

vielen durch ein Minderwertigkeitsgefühl belasteten Osteuropäer zu suchen, sich mittels ihrer Besonderheit auszuweisen und damit ihre Alterität im Umgang mit anderen zu *legitimieren*. Sobald ein »stärkeres«, selbstbewusstes Selbstausweisen der Osteuropäer gegenüber dem Rest Europas ausbleibt, wird niemand mit ihrer Besonderheit in vollem Ernst rechnen können. Dieses Ausbleiben ist wahrscheinlich der Grund, weswegen die Osteuropäer, wenn sie in ihrem gemeinschaftlichen Leben Werte, die den gesamt(west)europäischen Korpus überschreiten, durchsetzen wollen, im Westen Europas nicht selten auf Unverständnis, Angst und Ablehnung stoßen, und dies oftmals unabhängig von vorhandenen ideologischen Differenzen. Im Unterschied dazu wird das Verlangen des Islam nach Anerkennung seiner Besonderheit, abgesehen von seinem starken und offensichtlichen Bedrohungspotenzial gegenüber den anderen (einschließlich Europas), gut aufgenommen, womit die osteuropäischen Besonderheiten kaum rechnen können.

Auf diese Weise dürfte sich das Selbstverständnis der Westeuropäer als unterschieds-offener Menschen, die das Andersartige gerne anerkennen, einigermaßen relativieren. Dies ist auch deshalb bemerkenswert, weil sich Osteuropa in vielen Hinsichten, besonders derjenigen, die die »Arbeit« der wirklichen Geschichte einbeziehen, nicht selten dort befindet, wo Westeuropa einst war. Es ist dabei charakteristisch, dass die westeuropäischen Eliten, obwohl dieses Umstandes bewusst, nicht bereit sind, diese, hegelianisch gesprochen, »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« anders als die

¹ Auf der einen Seite haben wir vor Augen die nationalen Identitäten, bzw. die kultur-ethnischen Besonderheiten, wobei hier die wichtigsten Unterschiede im Vergleich zu Westeuropa die folgenden sind: Die Orthodoxie (religiös-kulturell) und das Slawentum (ethnisch-kulturell). Hier ist natürlich nicht von einer fundamentalistischen Vorstellung von der Bedeutung des ethnischen oder religiösen Moments in der Identität der gegenwärtigen Osteuropäer die Rede. Dennoch ist es, genauso wie im Falle der Westeuropäer, gestattet, von einer *Säkularisierung* der beiden Identitätssubstrate zu sprechen, die obwohl tief greifend verändert, sicherlich noch weiter zu den Besonderheiten einiger Kandidaten für die Aufnahme in die EU zählen.



Rückständigkeit der »armen Verwandten« aus Osten anzusehen. Auf der einen Seite stellt man kaltblütig fest, dass die gegenwärtigen Osteuropäer die Vergangenheit Westeuropas durchleben sollen, obwohl aufgrund der Erfahrungen, die im Westen gemacht wurden, auch die negativen Seiten solcher Episoden gut bekannt sind. Auf der anderen Seite wird – meist von »Eurobürokraten« – diese geschichtliche Unausgeglichenheit als etwas Belangloses und relativ leicht zu Überwindendes eingeschätzt. Eine Einseitigkeit, die sich nur durch starken ideologischen und politischen Voluntarismus erklären lässt. Die Geschichte aber duldet keine Dekrete.

Außerdem entsprechen den Geschehnissen im Osten Europas oftmals diejenigen theoretischen Paradigmen, die im Westen früher aktuell waren und die dort seit langem für »überholt« erklärt wurden. Deswegen wird im Westen von Osteuropäern erwartet, die geschlossenen Diskussionen nicht wieder zu eröffnen, ihre Ergebnisse nur zur Kenntnis zu nehmen und sich daran anzupassen.²

Es wird also von Osteuropäern erwartet, die Erfahrungen, die die anderen gemacht haben, als die eigenen hinzunehmen, und damit manchmal sogar zufälligerweise zustande gekommene Lösungen aus der intellektuellen Vergangenheit Westeuropas für bare Münze zu nehmen. Daraus wird nicht nur die Wahrnehmung der Osteuropäer als geschichtlich und kulturell Unmündigen sichtbar, sondern, was für die

Westeuropäer selbst noch wichtiger ist, die Entfremdung von ihrer eigenen, zwar »gestrigen« (solange dies einen Sinn hat), Tradition. Die westeuropäische Entfremdung von den Osteuropäern ist teilweise auch die Folge der Entfremdung von Teilen der eigenen Tradition. Die Entfremdung der »nächsten Andersheit« stimmt also mit der Entfremdung vom Anderen in sich (d.h. der eigenen verdrängten Identität von gestern) überein.

Diejenigen, die im Vergleich zu Westeuropäern einigermmaßen verschieden sind, die das Verlangen nach eigener Anerkennung jedoch nicht sehr deutlich geäußert haben (obwohl jedes Anderartige dieses Verlangen an alle Anderen immer wieder »abschickt«) – sei dies im theoretischen, politischen oder militärischen Feld – können kaum mit Anerkennung rechnen.³ Mehr noch: Diejenigen, die den Westeuropäern am nächsten stehen, werden diesbezüglich am meisten und am häufigsten »vergessen«. Der Grund dafür liegt nicht bloß im Umstand, dass die Einbeziehung weiterer kultureller Verschiedenheiten die Orientierung im Labyrinth der gegenwärtig im Horizont des Westens befindlichen Kulturen noch zusätzlich erschweren würde. Es geht darum, dass in Osteuropa nicht eine schlechthin andersartige Kultur besteht, sondern nur die anderen Momente innerhalb der gemeinsamen europäischen Identität. Deswegen könnte ihre Anerkennung eventuell zur Notwendigkeit einer Umdeutung des gegenwärtigen, westeuropäischen Europäertums führen,

Die westeuropäische Entfremdung von den Osteuropäern ist teilweise auch die Folge der Entfremdung von Teilen der eigenen Tradition.

² Als historisches Musterbeispiel dafür kann die deutsche Einheit 1989/90 dienen, als den DDR-Bürgern so gut wie keine Möglichkeit eingeräumt wurde, den gesamten vorliegende Rechts- und Verfassungsrahmen der Bundesrepublik zu thematisieren oder die in den »alten Bundesländern« schon erledigten Grundlagendebatten wieder in Gang zu setzen.

³ Das verweist vielleicht auf den Umstand, dass die »Diskursethik«, wenn es um einen Dialog zwischen den verschiedenen Kulturen geht, von sich aus nicht effizient sein kann – solange sie nicht mit den politisch relevanten Mitteln »befördert« wird. Oder: Die Anerkennung des Anderen innerhalb des Vernunftdiskurses kommt erst, nachdem man es mit ihm (in der wirklichen Geschichte) aufgenommen hat. In dem Sinne »verifiziert« der politisch relevante öffentliche Diskurs (in Übereinstimmung mit der Hegelschen Auffassung der geschichtlichen Rolle der Philosophie) erst nachträglich das, was schon geschehen ist, bzw. was sich *faktisch* durchgesetzt hat.



thema DAS ZWEITE EUROPA

das seinerseits möglicherweise in verschiedenen Hinsichten konfessionell und ethnisch-kulturell verkürzt ist.

EUROPA IN SEINEM VERHÄLTNIS ZU ANDEREN UND ZU SICH SELBST

Im Vorangegangenen drehte sich alles um die Frage »Wer ist Europäer?« Daran anschließend ließe sich die Frage stellen: »Zu wem gehört Europa?« und wie soll es sich zu anderen kulturellen, bzw. zu den auf nichteuropäischen Kulturen bezogenen Akteuren der internationalen Beziehungen verhalten?

Würde man die Frage stellen, wem die arabische, bzw. moslemische Welt gehört, wäre das recht lächerlich, weil die Antwort darauf augenscheinlich ist. Im Falle Europas ist das bei weitem nicht so, und nicht nur weil es seit langem Europäer der verschiedensten kulturellen und rassischen Zugehörigkeiten gibt, sondern deswegen, weil Europa sich, nicht erst seit gestern, daran gewöhnt hat, offen, »inklusive« und »universalistisch« zu sein, oder sich zumindest derart zu verstehen. Es ist jetzt die Frage, ob dies, dass Europa auf universalistischen Prinzipien beruht, gleichbedeutend mit der Behauptung ist, dass es »universal« (sozusagen jedermanns Heim) sei, oder mindestens sein sollte? Wäre dem so, dann würde sich das Vereinigte Europa als bloßes *Provisorium in Richtung einer künftigen Kosmopolis* herausstellen. Dann wäre sogar strittig, ob es überhaupt etwas taugt, auf die Karte der »Europäer« zu setzen. Konstituiert Europa ausschließlich das

Moment des Universalen? Es ist fragwürdig, ob aus dem formalen Moment der Messbarkeit und allgemeinen Anwendbarkeit (das die alten Griechen im Element der Philosophie und anschließend im Element des Rechts entdeckt hatten), d. h. ob aus der *potenziellen Universalisierbarkeit* zwangsläufig die *aktuelle Universalität* hervorgeht. Wenn ja, dann müsste man schließen, dass die Europäer durch einen kaum heilbaren Mangel belastet sind, und zwar den, dass das »Europäische« zwar allen gehöre, die kulturelle Tradition der anderen aber nur deren Eigentum sei. In Europa könnten dann alle »zu Hause« sein, die Nicht-Europäer dagegen müssten ruhig in ihren ursprünglichen Identitäten ausharren. Könnten dann die »ursprünglichen« Europäer zu Hause sein, oder ist vielleicht Unzuhausesein ihr zu Hause geworden?⁴

Anders gesagt, den Europäern droht die Gefahr, die eigene kulturelle Identität durch die Strategie des *radikalen Universalismus* dermaßen zu relativieren, dass am Ende sogar fraglich werden könnte, was ein Europäer zu sein überhaupt bedeutet. Diese Strategie kommt nicht der Einstellung der interkulturellen Empathie oder gar der Politik der kulturellen Assimilation gleich, sondern beruht auf einem breit angelegten Multikulturalismus, der davon ausgeht, dass die europäische kulturelle Identität redefiniert, bzw. breiter gemacht werden soll, um fähig zu werden, die anderen kulturell-zivilisatorischen Identitäten einzuschließen. Seine anhaltende stark universalistische Umdeutung der eigenen Identität könnte als Folge die Zurückdrängung der eigentlichen europäischen Identität⁵ haben.

⁴ Peter VAN HAM: »Europe's Postmodern Identity: A Critical Appraisal«, *International Politics* 38 (2001), S. 241: »Would it, for example, really make such a difference whether we hear ›Europe for the Europeans‹ or ›Germany for Germans‹ as slogans in the discourse of the extremist Right? But if ›Europe‹ is not for ›Europeans‹, for whom is it? And, what is more, who should be the prime movers for advocating the European identity in the increasingly competitive marketplace of ideas and symbols?«

⁵ Im Unterschied zu den Postmodernisten, die gegen eine solche Redeweise bestimmt Einspruch erheben würden, finden wir, dass die Rede von einer europäischen Identität *mindestens* im pragmatisch-regulativen Sinne gerechtfertigt ist, denn seine Auslassung würde uns Europäern selbst die Orientierung über unsere Vergangenheit (und damit auch Gegenwart und Zukunft) sehr erschweren.

Es geht darum, dass in Osteuropa nicht eine schlechthin andersartige Kultur besteht, sondern nur die anderen Momente innerhalb der gemeinsamen europäischen Identität. Deswegen könnte ihre Anerkennung eventuell zur Notwendigkeit einer Umdeutung des gegenwärtigen, westeuropäischen Europäertums führen.



In der Situation eines *Identitätsverlusts* wäre auch die Fortsetzung dieser inklusiven kulturellen Politik selbst undenkbar, weil damit auch der Rahmen dafür, also die ursprüngliche kulturelle Identität, in die die anderen eingeschlossen werden sollten, unter Anwendung der starken Relativierung, verloren gegangen wäre. Abgesehen davon, dass die Identität als solche von manchen als etwas »Gespensthafes« gesehen wird, muss dies im praktischen, interkulturellen Diskurs in einer Selbstverneinung Europas resultieren, eine Haltung, die sich die Mitglieder der anderen Kulturen wahrscheinlich kaum vorstellen, geschweige denn auf sich selbst anwenden könnten. Deswegen *mündet die theoretische Identitätsfeindlichkeit in eine Praxis der europäischen Selbstfeindlichkeit*,⁶ womit die europäische Position im erwähnten Dialog erheblich kompromittiert wäre, und ein schlechtes Gewissen und eine Minderung der Selbstsicherheit im Umgang mit den Nicht-Europäern zur Folge hätte.⁷

Aus der Voraussetzung, dass viele der europäischen Errungenschaften universal anwendbar sind, folgt nicht, dass das Europäische mit diesem Universalen gleich zu setzen ist. Obwohl z.B. das alte Griechenland, als geschichtliches Mutterland des Europäertums, nachmals für diejenigen seiner Errungenschaften gepriesen wird, die ihren ursprünglichen Raum und ihre ursprüngliche Zeit überschritten haben, gilt es zu bemerken, dass die alten

Griechen, zumindest in ihrem glänzendsten, »klassischen« Zeitalter, sich nicht als die Urheber einer universalen, allgemeinemenschlichen Tradition verstanden haben; vielmehr haben sie sich durch ein stark ausgeprägtes Gefühl der kultur-ethnischen Besonderheit und Überlegenheit ausgezeichnet. Man muss eher sagen, dass ohne die partikulären Elemente ihrer Identität diese Tradition undenkbar wäre. Die im alten Griechenland entwickelten Prinzipien der allgemeinen Vernunft und der Isonomia stellen universal nützliche und verwendbare *Vorbilder* dar, wobei aber die Art und Weise ihrer Anwendbarkeit von einem gegebenen Zusammenhang nicht unabhängig sein kann. Der *europäische Universalismus* ist also unwiderruflich an die *europäische Herkunft* gebunden, und die »universalen Werte«, trotz eines gewissen Zuges zur Kontextunabhängigkeit, hängen mit den Gegebenheiten der europäischen Lebenswelt organisch zusammen.

ORIENTIERUNG ÜBER DIE EUROPA-FRAGE

Vom Beginn der heutigen EU an (und zwar schon seit der Gründung der Europäischen Bewegung in Haag 1948) hat man mit der Umgestaltung und einer gewissen Abschwächung der Identifikation der Staatsbürger der europäischen Staaten mit dem Nationalen, bzw.

Die Demokratie, als formales Arrangement genommen, ist ungenügend, um die Entwicklungsströmungen einer Gemeinschaft als solcher zu bestimmen. Um die Grundlage der Zukunftsaussichten einer Gemeinschaft abzusichern, muss man auch ihre Kultur- und Mentalitätsgeschichte einbeziehen.

⁶ Das ist kein Zufall, denn diejenigen unter den Europäern, die Unbehagen verspüren, von der Identität als solcher zu sprechen, haben schon zuvor eine Entfremdung von der Identität, die ihnen am meisten nahesteht – von der europäischen also – erfahren müssen.

⁷ An diese These von der Anerkennung der (kultur-zivilisatorischen) Anderen ließe sich eine Anmerkung zur »Entschuldigungspolitik« der römisch-katholischen Kirche (die im gewissen Sinne für Westeuropa noch immer repräsentativ ist) anschließen. Diese Kirche hat in den letzten Jahren die Entschuldigung an Muslime und Juden gerichtet, aber nicht an die Orthodoxe Kirche, trotz der jahrhundertelangen (und zwar auch heute ungebrochenen: Ukraine oder Kroatien z.B.) Politik des römisch-katholischen Proselytismus in den traditionell orthodoxen Gebieten oder trotz des größtenteils auch konfessionell motivierten Riesengenozids der römisch-katholischen Kroaten an den orthodoxen Serben im Zweiten Weltkrieg. (Nicht zu erwähnen, dass auch die Mitglieder der anderen Kulturen, analog betrachtet, Gründe haben, eine Entschuldigung an die Europäer zu richten, was aber ihrerseits völlig ausbleibt.)



Solange statt eines gemeinsamen europäischen Gedächtnisses die verschiedenen nationalen Gedächtnisse wirksam sind, und solange die Europäer sich nicht in eine einheitliche Gedächtnisgemeinschaft wandeln, solange wird das »Europäertum«, neben dem handgreiflichen wirtschaftlichen Moment, die Sache der Hochkultur sein.

mit einer Wiedergeburt der paneuropäischen Identität gerechnet. Dem Prozess der ökonomischen Verflechtung hätte die kulturelle Durchdringung, bzw. das Zusammenwachsen der europäischen nationalen Identitäten in eine, größtenteils *imaginäre* europäische Identität folgen sollen. Dennoch wird die Demokratie noch immer vorwiegend auf der Ebene der Nationalstaaten praktiziert. Insofern, unabhängig von bestimmten gemeinsamen Berührungspunkten, gehen gewissermaßen das kapitalistische und das demokratische Projekt auseinander, weswegen ganz gut vorstellbar ist, dass die weitere ökonomische Integration nicht durch eine identitätspolitische Konsolidierung gestützt werden wird.

Als Rahmen für die politische Tätigkeit werden in Westeuropa die national abgegrenzten Öffentlichkeiten anerkannt. In öffentlichen Reden, genauso wie in Prozessen des politischen Entscheidens, geht es dabei um vollziehende, gesetzgebende Gewalt oder um die Bürger/Wähler selbst, und es wird die Geschichte der gegebenen politischen Gemeinschaft als Orientierungspunkt genommen. So stellen in Frankreich die »Fünfte Republik« oder die »Dritte Republik« die bedeutungsvollen Kennworte dar, die den Bürgern und Politikern in der Bundesrepublik, denen ihrerseits z.B. »das Dritte Reich« oder die »Wiedervereinigung« als die Ecksteine des öffentlichen Diskurses dienen, so gut wie nichts bedeuten müssen. Es wird klar, dass die Menschen in westeuropäischen Demokratien, obwohl diese auf denselben, oder mindestens sehr nahen Werten ruhen, und obwohl im öffentlichen Verkehr sehr ähnliche Diskurstypen am Werke sind, sich notgedrungen auch mit Hilfe mancher partikulärer Gegebenheiten orientieren müssen – z.B. vermittelt politischer Geschichte ihrer (national ausgeprägten) Gemeinschaften, und dadurch vermittelt des *nationalen Gedächtnisses und nationaler Tradition*.

Die Befugnisse der Europäischen Versammlung waren bisher vor allem deswegen gering, weil es keinen »europäischen Wähler« und keine europäische Öffentlichkeit gab. Dies hängt mit dem Umstand zusammen, dass die Einzeldemokratien in ihrer »Erinnerung« nicht nur die eigene Verfassungsgeschichte aufbewahren, sondern zugleich die ganze Staatsgeschichte (auch die »undemokratische«) evozieren. Mehr noch, eine Demokratie, als formales Arrangement genommen, ist ungenügend, um die Entwicklungsströmungen einer Gemeinschaft als solcher zu bestimmen. Um die Grundlage der Zukunftsaussichten einer Gemeinschaft abzusichern, muss man auch ihre Kultur, bzw. die Kultur- und Mentalitätsgeschichte einbeziehen. Die Bezugspunkte der europäischen Identität sind in der Wahrnehmung der (gemeinsamen) Vergangenheit aber weder stark, noch zahlreich. Das, was wir in jeweiligen wirksamen nationalen Erinnerungen haben, sind vorwiegend die Schlüsselgeschehnisse der Geschichte Europas (aber nicht der *europäischen* Geschichte) mit ihren jeweiligen, untereinander noch immer deutlich verschiedenen nationalen Interpretationen. Solange statt eines gemeinsamen europäischen Gedächtnisses die verschiedenen nationalen Gedächtnisse wirksam sind, und solange die Europäer sich nicht in eine einheitliche *Gedächtnisgemeinschaft* wandeln (oder zumindest einen Sinn dafür entwickeln), solange wird das »Europäertum«, neben dem handgreiflichen wirtschaftlichen Moment, eine Sache der Hochkultur sein.

DISKUSSION ÜBER DIE GRUNDLAGEN DER DEMOKRATISCHEN GESELLSCHAFT: GEMEINSCHAFT VERSUS GESELLSCHAFT

An diesem Punkt verzweigen sich die zwei bedeutendsten gegenwärtigen Verständnisweisen der politischen Gemeinschaft. Die



repräsentativste Gestalt der ersteren Richtung (die ebenfalls viele Variationen hat) ist der liberal-republikanisch gedachte »Verfassungspatriotismus«, für den stellvertretend Jürgen Habermas stehen kann.⁸ Mit Hilfe dieses Ausdrucks (bekanntlich eine Erfindung von Dolf Sternberger), bzw. der ihm entsprechenden Konzeption, beabsichtigte man, das theoretisch-praktische Problem der »Quadratur des Kreises« des Nachkriegsdeutschland zu lösen: Auf welche Weise die Bindung und die Loyalität der Bürger dem Staat gegenüber wiederherstellen, in einer Situation, in der, wegen der Erfahrung mit dem Nationalsozialismus, jedwede emotive und moralische Identifizierung mit der vormaligen geschichtlichen Tradition des Deutschtums nicht nur erschwert, sondern, besonders für die einstweilen sehr einflussreichen linken Kreise, sogar verdächtig war? Die Befürworter des sog. »Verfassungspatriotismus« bestehen in der Regel auf dem Moment der politischen Kultur, genauer: »demokratischen politischen Kultur«, als einem unentbehrlichen Zusatz für ein optimales Funktionieren des politischen Systems in den modernen demokratischen Gesellschaften. Man hat angefangen, den Ausdruck »politische Kultur« einzusetzen, als klar geworden ist, dass demokratischer Formalismus, für sich selbst genommen, unfähig ist, die in einer demokratischen Gesellschaft wünschenswerten Benehmenstypen zu erwirken, bzw. die anderen zu verhindern. Die Verwendung des Ausdrucks »politische Kultur« zielt auf die Bewertung der in einer Gesellschaft verwurzelten Einstellungen, Gewohnheiten und Sitten hinsichtlich der obligatorischen liberal-demokratischen Normen ab. Insofern hat die Verwendung dieses Ausdrucks, neben dem phänomenologisch-deskriptiven auch einen stark normativ-präskriptiven Sinn, was

auch die Habermas'sche Thematisierung dieses Problems selbst bezeugt.

Rein deskriptiv betrachtet ist es offenkundig, dass die Gesamtheit des kulturellen, weltanschauungsgemäßen, sittlichen, politischen, usw. Erbes einer Gesellschaft die Grundlage für die Ausbildung der politischen Einstellungen und für die Tätigkeit der Akteure im öffentlichen Raum ausmacht. Wenn man anstelle der politisch relevanten Komponenten der Überlieferung die »demokratische politische Kultur« setzt, dann wird man wahrscheinlich sagen, dass es im Prozess der argumentativen, der öffentlichen Überprüfung ausgesetzten Meinungsbildung im Prinzip möglich ist, diejenigen Identitätsschichten, die vom Standpunkt der demokratischen politischen Kultur, bzw. der liberalistischen politischen Philosophie unannehmbar sind, zurück zu weisen. Es ist dabei nicht gemeint, dass die noch immer irgendwie »lebendige« Gesamttradition einer Gemeinschaft auf die demokratische politische Kultur zurückzuführen sei, sondern dass man die politisch noch immer wirksamen Momente der Tradition durch einen aufgeklärten, öffentlichen Diskurs von undemokratischen Überresten »reinigen« könne. Dabei taucht die Tradition nicht als eine relativ selbstständige Gegebenheit mit gewisser spezifischer Schwere auf, sondern als ein »Stoff« für eine kaum begrenzbar Äußerung der kritischen Rationalität. Darf man aber die effektive oder »belangvolle« Tradition einer *Gemeinschaft* auf die Vorgeschichte der demokratischen *Gesellschaft* zurückführen? Lässt sich die ganze vordemokratische Geschichte als ein »Lernprozess« in Richtung Demokratie deuten? Damit würde die tatsächliche Tradition nicht nur stark reduziert und damit verkürzt, sondern im Laufe der Zeit würde auch die Gefahr drohen, wegen ihrer normativ ausgerichteten Trennung die »undemokratischen« Schichten

Man hat angefangen, den Ausdruck »politische Kultur« einzusetzen, als klar geworden ist, dass demokratischer Formalismus, für sich selbst genommen, unfähig ist, die in einer demokratischen Gesellschaft wünschenswerten Benehmenstypen zu erwirken.

⁸ Dazu vergleiche z. B.: Jürgen HABERMAS: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*, Frankfurt/M. 1998.



thema ^{DAS ZWEITE} EUROPA

Die faktische Verwandtschaft der Redensarten, der Bräuche, der genetischen Eigentümlichkeiten usw., die auch vor der Gemeinnamenbildung selbstverständlich erkannt wurden, stellt nur die Grundlage für eine künftig eventuell auftretende Ausprägung eines Bewusstseins vom gemeinsamen Ursprung, der gemeinsamen Herkunft und endlich vom gemeinsamen Schicksal dar.

der Tradition überhaupt als unverständlich zu betrachten. Es ist schließlich zu fragen, ob man die geschichtlich erzwungene politische Erfahrung Deutschlands mit dem Verfassungspatriotismus als das Vorbild für die künftige Identitätskonsolidierung des Vereinigten Europa hernehmen darf?

Auf der anderen Seite, ausgedrückt in der Sprache der Tradition der amerikanischen politischen Philosophie, des sog. »kommunitaristischen« Lagers (etwa Charles Taylor oder Alasdair MacIntyre), werden eben die traditionsgebundenen Gegebenheiten als unentbehrliche Zutaten einer gegenwärtigen, auch in einer demokratischen Gesellschaft lebenden, Gemeinschaft betrachtet, und dies so, dass sie unter keinen Umständen mit kritisch-diskursiven Mitteln auszuschließen oder rational begründbar sind. Aber der durch die philosophische Hermeneutik bzw. die Transzendente Pragmatik inspirierte Kommunitarismus bleibt nicht hier stehen. Vom Standpunkt der Sprachphilosophie betrachtet, stellt nicht nur das semantische Feld der Sprache, sondern auch die Tradition, die notwendige Vorbedingung für ein bedeutungsvolles Miteinanderreden dar. Genauso wie die demokratischen Institutionen könnte auch das Reden, wäre ihm seine »Erinnerung« vorenthalten, unverständlich werden. Es geht dabei nicht nur um ein sprachgeschichtliches Phänomen, sondern darum, dass die Ausprägung der kommunikativen Konventionen in einer Sprache nur innerhalb einer umfassenden Geschichte der Ideen, Weltanschauungen und des Kommunizierens in einer beobachteten Lebenswelt verständlich wird. Demzufolge stellt die Tradition eine *unhintergehbare, transzendente* Voraussetzung jedes gegenwärtigen Redens dar, darunter auch des Redens der Mitbürger einer demokratischen Gesellschaft über ihre gemeinsamen Werte und über den Kern der gemeinsamen Identifikation, bzw. Identität.

Trotzdem stellt die Unbegründbarkeit und rationale »Unabsorbierbarkeit« der Tradition keinen Anlass für Bedrücktheit dar. Darin ist, diesmal in der Terminologie der Subjektivitätsphilosophie ausgedrückt, eher die Quelle für die Wiedererkennung der eigenen Identität, worin weiter der Grund für eine wertvolle Selbsteinschätzung liegt, zu sehen. Wir sind individuell-psychologisch unfähig, alles was uns – egal ob absichtlich oder wahllos – bestimmt, rational zu begründen, aber trotzdem finden wir darin die Grundlage nicht nur für eine Selbstidentifizierung, sondern auch für das Selbstwertgefühl und für die eigene Würde. Genauso wird die Unbegründbarkeit eines kollektiven Selbst als etwas Verständliches hingenommen, die für unsere Selbstwahrnehmung grundlegend ist und aufgrund derer sowohl das Verstehen der anderen als auch die Verständigung mit ihnen möglich ist. Es muss aber betont werden, dass alle Voraussetzungen der eigenen Identität, die gleichzeitig auch die Voraussetzungen der Kommunikation mit anderen sind, niemals völlig expliziert oder begründet und erklärt werden können, was bedeutet, dass die Rationalität der Kommunikation zwischen verschiedenen, d. h. in ihren Identitäten unterschiedlichen Akteuren eine irreduzible Portion des Irrationalen enthält.

DIE FRAGE NACH DEM VOLK

Um die Rolle der Tradition im Leben der europäischen Völker verstehen zu können, ist es notwendig zu erforschen, wie es mit dem Wesen des Ethnischen, bzw. des Nationalen, im Prinzip steht. Was sind ein Volk und seine Tradition, und auf welche Weise kann die Entstehung der europäischen Nationen verstanden werden? Dazu zuerst eine wichtige Stelle aus der »Ethno-Ontologie«, und zwar von einem »Nicht-Ontologen«:

»Uns bleibt die Aufgabe zu sagen, was das Dauerhafte einer nationalen Identität über alle tiefen



Einschnitte, Veränderungen und Revolutionen hinweg ausmacht. Womit wir wieder beim alten Universalienstreit wären. Wir vertreten den Standpunkt, dass Deutschland mehr als nur ein Name ist, dass aber andererseits der Name zum Fortbestand und zur Fortentwicklung der Sache, also der deutschen Realität, beigetragen hat. Wir fragen uns nicht, was wohl das »deutsche Wesen« ausmachen könnte. Vielmehr wollen wir beschreiben, wie und auf wie viele Arten man bis heute Deutscher sein konnte und wie man es nach all dem Vergangenen, all den Veränderungen in ältester und jüngster Zeit auch weiterhin noch sein kann.«⁹

Bei den Deutschen hat, laut Rován, das Deutschtum nicht erst mit dem Anfang des Gebrauchs der Wörter »Deutscher«, bzw. »Deutschland« begonnen, sondern mit diesen Namensbildungen wird das zusammengesammelt, was auf gewisse Weise, zwar nur auf der Ebene des Tatsächlichen, aber gleichzeitig Unreflektierten, viele Gemeinsamkeiten auswies, und was also irgendwie schon faktisch gebunden war. Mit dem Gebrauch der »ethnischen Universalien« (um dies irgendwie zu bezeichnen) entsteht also nicht ein durch sie zu benennender Bestand, sondern der schon zuvor, auf eine selbstverständliche, natürliche Weise begonnene Prozess geht in eine neue, entscheidende Phase über. Die wichtigste Änderung, die mit dem Beginn des Gebrauchs, bzw. mit dem Beginn der (Selbst-)Anwendung einer ethnischen Universalie auf eine Gruppe der ethnisch ähnlichen, benachbarten Gegebenheiten (etwa auf eine Stammesmenge), ist die *Ausbildung des Bewusstseins von Mitzugehörigkeit zu ein und demselben*. Dies wird gefördert durch die Verwendung des einheitlichen Namens (»Deutschen«) dafür, was zuvor nicht auf diese Weise, sagen

wir, »zusammengenannt« wurde. Diese Änderung ist aber nicht von ungefähr passiert, sondern steht für einen natürlichen Phasenwechsel im Sinne der erforderlichen *Konsolidierung des protoidentitätsmäßigen »Substrats«*. Die faktische Verwandtschaft der Redensarten, der Bräuche, der genetischen Eigentümlichkeiten usw., die auch vor der Gemeinnamensbildung selbstverständlich erkannt wurden, stellt nur die Grundlage für eine künftig eventuell (nicht aber notwendigerweise) auftretende Ausprägung eines Bewusstseins vom gemeinsamen Ursprung, bzw. von der gemeinsamen Herkunft und endlich vom gemeinsamen Schicksal dar. Falls das letztere ausbleibt, falls das Bewusstsein von gemeinsamer Herkunft nicht Wurzeln schlägt, können dann im weiteren Geschichtsverlauf verschiedene Teile desselben (oder sehr ähnlichen) ethnischen Substrats in einem Gebilde derjenigen Stämme eingeschlossen werden, mit denen sie wenig Gemeinsames haben. Die Sprach- und Herkunftsverwandschaft stellt in der Geschichte nur den Stützpunkt für Ethnien-, bzw. Nationenbildung dar. Wenn aber eine solche Gelegenheit versäumt wird, dann verliert diese Verwandschaft an Bedeutung. Dann werden nämlich die Teile desselben ethnischen Korpus zwangsläufig von einem, auf natürliche Weise vorangehenden (in Anfangsphasen sogar stillschweigend) Projekt der ethnischen Vereinigung umschlossen. Die vorangehenden und gleichzeitig miteinander konkurrierenden Ethnien- bzw. Völkerbildungen sind größtenteils (aber bestimmt nicht völlig) natürliche Prozesse, die am Werke sind schon lange bevor eine staatliche oder zivilisatorische Macht sie absichtlich zu fördern versucht.¹⁰

In dem Moment, in dem eine Gruppe sich als die »Deutschen« zu benennen und zu verstehen beginnt, wird sofort auch das vormalige sozusagen »stumme Deutschtum« verändert, womit sich der geschichtliche Prozess des Zusammensammelns dieses Volkes als eines »Volkes« erst fortentwickeln kann.

9 Joseph ROVÁN: *Geschichte der Deutschen von ihren Ursprüngen bis heute*, München-Wien 1998, Zweite aktualisierte Auflage von 1995, S. 21 (Übersetzung des französischen Originals: *Histoire de l'Allemagne. Des origines à nos jours*, Paris 1994).

10 Anton LEIST: »Nation und Patriotismus in Zeiten der Globalisierung« (in: Christine CHWASZCZA/Wolfgang KERTING (Hrsg.): *Politische Philosophie der internationalen Beziehungen*, Frankfurt 1998, S. 378, 373: »Nationen können (Fortsetzung auf Seite 43)


 thema DAS ZWEITE
 EUROPA

Wenn aber im Falle der Deutschen klar ist, dass das geschichtliche Auftauchen des Für-sich-Seins auf das An-sich-Sein zurückwirkt, es als solches reflektiert und schließlich re-konstruiert, dann ist es beim Franzosentum eben umgekehrt: Das Auftauchen und die langfristige Anwendung einer »künstlichen« Identität hat am Ende ein Gefühl der »quasi-ethnischen« Zugehörigkeit hervorbracht.

Würden wir in diesem Gebiet die Terminologie einer, dazu noch ontologisierenden, Bewusstseinsphilosophie einsetzen, dann ließe sich sagen, dass die Anwesenheit verschiedener Stufen und Arten der Verwandtschaft auch vor der einheitlichen (Selbst-)Benennung auf ein Moment des *An-sich-Seins* verweist, welches seinerseits vor diesem Ereignis in reiner Unbewusstheit verweilt hat. Wenn sich aber im öffentlichen Verkehr der Gebrauch des einer ethnischen Universalie entsprechenden Wortes einbürgert, dann beginnt die entsprechende Gruppe der Leute sich ausdrücklich als der Universalie zugehörig zu verstehen (d. h. als die »Deutschen« z. B.), womit sich auch das Moment des reflexiven, bzw. durch die Reflexion vermittelten *Für-sich-Seins* ausprägt. Das Entscheidende dabei ist, dass diese beiden Momente, sofern sie gleichzeitig vorhanden sind, nebeneinander nicht gleichgültig fortbestehen können, sondern das Bewusstsein von eigener Identität betrifft auch das anfängliche An-sich-Sein, und zwar so, dass die faktische Identität durch den Umstand selbst, dass sie benannt, wahrgenommen und schließlich »selbstangewandt« wird, einen gewaltigen Wandel erfahren muß. In dem Moment, in dem eine Gruppe sich als die »Deutschen« zu benennen und zu verstehen beginnt, wird sofort auch das vormalige sozusagen »stumme Deutschtum« verändert, womit sich der geschichtliche Prozess des Zusammensammelns dieses Volkes *als eines Volkes* erst fortentwickeln kann.

Wie steht es mit denjenigen Völkern, die nicht durch die Integration an sich bestehender Gegebenheiten (d. h. der Völkerschaften mit ähnlichen Sprachen und mit der gemeinsamen Herkunft), sondern unter dem Druck »von oben«, der auf das Zurückdrängen der

sehr bunten, untereinander sehr unterschiedlichen, einheimischen kulturellen Identitäten abzielt, entstanden sind? Kann man die Entstehung der französischen Nation auf die eben umschriebene Weise erklären? Nein, denn der Beginn der Verwendung des Wortes »Franzose« stellte nicht den Übergang in eine neue Phase der Konsolidierung eines unbewussten Kerns einer sowieso vorhandenen ethnischen Gemeinsamkeit dar. Umgekehrt: Seine Einführung und die daran anschließende, auf welche Weise auch immer erzielte Zustimmung für seine Anwendung, sogar auf kulturell strittigen Gebieten, benötigte eine ungeheure Anstrengung und den Einsatz staatlicher Zwangsmittel. Während bei den Deutschen dieses Gemeinsame irgendwie schon »da« war – um es anschließend »nur« festzumachen war es bei den Franzosen bei weitem nicht »gegeben«, weswegen die »französische Idee« ein künstliches Wesen ist, das durch Auferlegung der gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Kultur, durch einen monokulturalistischen Imperialismus verbreitet worden war. Der Kern dieser Idee hat kein ethnisches Vorzeichen getragen, sondern sie ist in den Räumen des Fränkischen Kaiserreiches, wo die romanischen Mundarten die Oberhand gewannen (also völlig geschichtlich kontingent) geboren worden. Im Unterschied zum Ostfränkischen Reich, wo die schon verbreiteten germanischen Mundarten aufbewahrt wurden. Im ersteren Falle ist am Beginn des Lebens der ethnischen Universalie ein Name gestanden, bzw. das Bewusstsein eigener Identität, aufgrund dessen im weiteren Geschichtsverlauf, durch den staatschöpferischen Aufbau, die vorgefundenen, benachbarten Identitäten – falls sie vom kulturellen Vorbild der Metropole deutlich abwi-

sich bilden aufgrund der in ihnen zum Ausdruck kommenden kulturellen Homogenität, in der Regel durch eine gemeinsame Sprache und Religion, außerdem durch längerfristige Nachkommenschaft, gestiftet ist. Nationen müssen sich bilden, weil nur dadurch das bereits erreichte Niveau der kulturellen Homogenität gesichert und vertieft werden kann, die Alternative wäre der Zerfall der Kultur.«; »Die Staatsnation ist damit die (kulturelle) Nation in ihrer »staatlichen Verfaßtheit« ...«.



chen – systematisch zurückgedrängt wurden. Wenn aber im deutschen Falle klar ist, dass das geschichtliche Auftauchen des Für-sich-Seins auf das An-sich-Sein zurückwirkt, es als solches reflektiert und schließlich *re-konstruiert* (von einer völligen »Konstruktion« der Identität zu sprechen wäre irreführend¹¹), dann ist es beim Franzosentum eben umgekehrt: Das Auftauchen und die langfristige Anwendung einer »künstlichen« Identität hat am *Ende ein Gefühl der »quasi-ethnischen« Zugehörigkeit* hervorbracht. Bei den Deutschen (oder auch bei den Russen) hat die Namensbildung das schon vorhandene ethnische An-sich-Sein konsolidiert, und bei den Französes umgekehrt: Vor der Namensbildung gab es kein ethnisches An-sich-Sein (zumindest kein solches, das dem Inhalt des nachmaligen Franzosentums entspräche), aber nachdem dieser Name in Umlauf gekommen war, hat er ein »Quasisein« reproduziert. Aus diesem Grunde zeigt sich auch in der Pflege des geschichtlich-historischen Bewusstseins bei den sog. »künstlichen Völkern« eine Neigung zur Substantialität und zu Ursymbolen, womit der (ur)geschichtliche Ursprung des ethnischen Substrats »antidatiert« wird.¹² Es wäre aber unstatthaft, daraus zu schließen, dass es dabei um eine bloße Verfälschung eigener Geschichte, um eine absicht-

liche Selbststilisierung gehe. In diesem Falle wurde nur folgerichtig agiert – und dies entsprechend der durch die Laune der Geschichte geschaffenen *Inversion des »Normalfalls«*. Im Unterschied zum »Normalfall« wird im Falle der Inversion eine zusätzliche Anstrengung aufgegeben, um eigenes geschichtliches Bewusstsein zu stabilisieren, bzw. eigenes quasi-ethnisches Sein zu »erfinden«, weswegen die Nationalismen solcher Völker manchmal sogar stärker ausgeprägt sein können (Beispiel: Frankreich und die Vereinigten Staaten), als das bei den anderen der Fall ist.

GEMEINSCHAFT UND IMAGINATION

Es gilt jetzt die Frage zu stellen, auf welche Weise man die Nation, bzw. die ethnische Zugehörigkeit betrachten soll. Heutzutage, auf der Spur Andersons, wird überall von der Nation als von einer »*imaginierten Gemeinschaft*«, bzw. von einem »*sozialen Konstrukt*« gesprochen, die den Bedürfnissen nach innergesellschaftlicher Integration nach den bürgerlichen Revolutionen entsprochen hätte. Die Hinnahme dieses Interpretationsrahmens muss nicht unbedingt die Stellung zur Rolle der Tradition und der nationalen Kultur in den gegenwärtigen Gesellschaften vorherbestimmen. Die einen glau-

Die einen glauben, dass die Nation eine beinahe unvergängliche geschichtliche Errungenschaft ist, durch die die höchste Gestalt der Zusammenbindung der Mitglieder einer Gemeinschaft erreicht wurde, während die anderen (die Mehrheit) glauben, dass jedes Konstrukt als solches in seiner Dauer befristet ist und die veränderten geschichtlichen Umstände neue sozial-geschichtliche Konstrukte verlangen.

¹¹ vgl.: Bernhard GIESEN: *Kollektive Identität – Eine konstruktivistische Perspektive* (in: *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation* 2, Frankfurt 1999, S. 11–24), ein Beitrag, den sein Autor als einen »antifundamentalistischen«, mithin »antiplatonistischen« versteht (S. 20).

¹² Die nationalen Mythen sammeln die Völker auch heutzutage zusammen, unabhängig von ihrer jeweiligen Typogenese. So hat der französische Präsident Mitterand 1985 den Ort der Vereinigung der gälischen Stammhäuptlinge unter Vercingetorix, d.h. den Ort der Bildung des Stammesbundes gegen die Römer, als nationale Gedenkstätte ausgerufen. Was aber im französischen Fall besonders interessant ist, ist die Tatsache, dass der nationale Mythos, wegen des geschichtlich-ideologischen Wandels (antimonarchistische Tradition der französischen Republik), den die Französische Revolution nach sich zog, im 19. Jahrhundert nicht einfach ausgearbeitet, sondern schlichtweg ersetzt wurde. Es wurden nämlich zur Zeit des französischen Königsreiches die ersten fränkischen Könige als die Nationsgründer gelobt (was wahrscheinlich der Wahrheit angemessener ist als der gegenwärtige Mythos der Republik). (Dazu siehe: Suzanne CITRON: *Le mythe nationale. L'histoire de France en question*, Paris 1987, in: Andreas DÖRNER: *Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermann-Mythos: zur Entstehung des Nationalbewusstseins der Deutschen*, Hamburg 1996, S. 60.)


 thema DAS ZWEITE
 EUROPA

Die Genetik (An-sich-Sein) funktioniert auf rein biologischer Ebene und wirkt unabhängig davon, ob und in welchem Ausmaße von ihr gewußt wird. Die Genealogie (Für-sich-Sein) hat einen Sinn nur als gewußte Herkunft – oder genauer: als durch das Herkunftsbewusstsein teilweise konstruierte Herkunft.

ben, dass die Nation eine beinahe unvergängliche geschichtliche Errungenschaft ist, durch die die höchste Gestalt der Zusammenbindung der Mitglieder einer Gemeinschaft erreicht wurde,¹³ während die anderen (die Mehrheit) glauben, dass jedes Konstrukt als solches in seinem Dauern befristet ist und dass weiter die veränderten geschichtlichen Umstände neue sozial-geschichtliche Konstrukte verlangen, die gewaltlos die älteren ersetzen sollten. In beiden Fällen werden die Nationen als eine Sache der geschichtlichen Kontingenz betrachtet, wobei die ersteren finden, dass es um eine unentbehrliche Form geht, die auch fortan als ein quasi-natürlicher (d. h. »natürlicher« im regulativen und nicht konstitutiven Sinne) Ausgangspunkt der innergesellschaftlichen Identifikation und Integration dienen soll. Die These von der »Imaginiertheit« (alternative Übersetzung: »Eingebildetheit«) der Nation ist der Gegenspieler zur Auffassung des Volkes als einer naturwüchsigen Gemeinschaft mit gemeinsamer Herkunft und einem gemeinsamen Schicksal.

Aber beide Theorien bergen in sich je einen Teil der Wahrheit. Beginnen wir mit der letzteren. Wie erwähnt, genügt die gemeinsame Herkunft selbst nicht, um eine *herkunfts-biologische Gemeinschaft* in eine *Gedächtnisgemeinschaft* umzuwandeln, bzw. das ontische Faktum der

genetischen Verflechtung verschiedener Menschen verbürgt nicht unbedingt die Notwendigkeit einer daran anschließenden Volksbildung. Zweitens haben in der Geschichte, besonders in der unbezeugten, anonymen, die Vermischungen der »verschiedenen Blüten« regelmäßig stattgefunden, wobei nur diejenigen Völkerschaften im Gedächtnis behalten wurden, deren Entwurf erfolgreicher, schneller und »inklusive« gewesen war. Drittens, mit dem zweiten Punkt verbunden, die *blutig-ontischen* Elemente, die in der wirklichen Geschichte die Oberhand gewonnen haben, die sich also auch *epistemisch-memorisch* bestätigt haben, haben die verständliche Neigung, Mythen von ihrer (»reinen«) Herkunft zu erfinden, und umgekehrt ihre Erinnerung von den Episoden der »Blutunreinheit« zu »purifizieren«. Wenn wir aber von einer solchen Herkunft reden, und *a fortiori* von einer »reinen« Herkunft, die starke Elemente des Hineinlesens und der Selbststilierung mit sich bringt, bedeutet dies keineswegs, dass die Genealogie als solche, sachgemäß betrachtet, eine bloße Chimäre ist.¹⁴

Dies kann am Beispiel der Familie ersichtlich werden. Eine Familie dauert, solange ihr »Name« dauert, d. h. solange die Nachkommen leben, die diesen Familiennamen tragen. Laut der elementarsten genealogischen Intuition (verbreitet bei

¹³ Deshalb kann man sagen, dass in geschichtlicher Hinsicht die Schöpfung der Nationen, zumindest wenn es um die erfolgreichen, bzw. am meisten zusammengewachsenen geht, *irreversibel* ist – wenn wir von der Möglichkeit einer langfristigen und effizienten (nur aber in einem Totalitarismus denkbaren) Unterdrückung des nationalen Bewusstseins absehen.

¹⁴ Herwig WOLFRAM: »Ethnographie und die Entstehung neuer ethnischen Identitäten im Frühmittelalter«, in: M. MOKRE/G. WEISS/R. BAUBÖCK (Hrsg.), *Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen*, Frankfurt 2003, S. 25–36, hier S. 33: »Das Volk als Abstammungsgemeinschaft ist ein Mythos der Ethnographie, die Stammbäume aufstellt und damit dem unkritischen Verständnis scheinbar gültiges Material liefert, tatsächlich aber keine vergangenen Wirklichkeiten wiedergibt. Die Entstehung der Völker aus vielen Völkern ist daher nach der ethnogenetischen Methode zu untersuchen und darzustellen ...« Zunächst lässt sich fragen, ob die Teilstämme jener Zeit (also im Frühmittelalter) wirklich verschiedener Abstammung waren, oder vielleicht eher verschiedene Stämme gemeinsamer Herkunft. Wenn die Völker aus den anderen, also schon vorher bestehenden Völkern entstanden, dann gilt es weiter zu fragen, woraus diese »primären« Völker entstanden sind? Aus den »Urvölkern«? Und diese dann? An diesem Punkt muss man offensichtlich wieder zur Annahme einer Abstammungsgemeinschaft greifen.



den Völkern, wo dies noch immer lebendig ist – z.B. bei den Serben) wird vorausgesetzt, dass von den Vorfahren auf die Nachkommenschaft immer wieder gemeinsames »Blut« übertragen wird (d.h. das quasi-ontische Substrat, das auf der Seite des An-sich-Seins steht). Gleichzeitig aber glaubt man, dass die faktische Übertragung nur dann einen Sinn hat, dass sie also einen Wert darstellt, wenn sie *gewusst* ist – und zwar mittels der lebendigen Aufbewahrung desselben Familiennamens (Moment des Für-sich-Seins). Die *Genetik* (An-sich-Sein) funktioniert auf rein biologischer Ebene und wirkt unabhängig davon, ob und in welchem Ausmaße von ihr gewußt wird. Die *Genealogie* (Für-sich-Sein) hat einen Sinn nur als gewusste Herkunft, oder genauer: als durch das Herkunftsbewusstsein *teilweise* konstruierte Herkunft.¹⁵

Da aber das Herkunftsbewusstsein durch die männlichen Sprösslinge übertragen wird, und da das nominale Für-sich-Sein gewichtiger als das An-sich-Sein ist (denn die weiblichen Vorfahren üben genauso Einfluss auf den genetischen Kode der Nachkommenschaft aus), stellt die Aufbewahrung dieses Bewusstseins selbst eine radikale Verkürzung der Information über die Gesamtheit des in der Genetik der Einzelfamilien wirklich vorhandenen Elements dar. Das, was an diesem patriarchalen Herkunftsbewusstsein wahr ist, ist die Tatsache, dass durch die männlichen Nachkommen generationenlang dasselbe Blut übertragen wird. Das Unwahre ist, dass in den Genealogien, sogar wenn die ausdrückliche Absicht besteht, dies zu untersuchen, die weiblichen Vorfahren vernachlässigt werden. Jede neue Generation zieht nach sich eine neue »Blutmischung« (zwischen zwei Familien), so dass in den lebenden Sprösslingen einer Familie die Quantität des ursprünglichen Substrats immer

geringer ist. Dennoch wird in Genealogien die Aufmerksamkeit dem Moment des Gleichbleibens, bzw. der Aufrechterhaltung der gewussten Identität, geschenkt. Die faktische Identität einer Familie, d.h. diejenige, die alle daran teilnehmenden genetischen Substrate einbeziehen würde, wird von Generation zu Generation immer undurchsichtiger, weil neben dem *männlich-nominalen* Gleichbleibenden immer wieder eine *weiblich-»anonyme«* Zutat hinzugefügt wird. Insofern stellt die Familiengenealogie nicht eine bloße Konstruktion der Herkunft dar, sondern die (genealogische) Favorisierung des Identischen angesichts des ständigen Zuwachses des (genetisch) Nichtidentischen im ursprünglichen biologisch-geschichtlichen, bzw. genetisch-genealogischen Habitus.

Insofern ist die Familie keineswegs nur eine »imaginierte« Gemeinschaft. Etwas ähnliches lässt sich auch für die »ethnischen« Völker feststellen. Also abgesehen davon, dass es in der wirklichen Völkergeschichte oft zu Mischungen der verschiedenen ethnischen Gruppen gekommen ist (was aber im Bewusstsein der »einheitlichen« ethnischen Identität nicht zum Ausdruck kommt), ist das Herkunftsbewusstsein nicht erst eine Erfindung der Identität, sondern das Mittel seiner Aufbewahrung.

Das Volk ist demgemäß hauptsächlich eine Namensgemeinschaft, bzw. die Gemeinschaft des Bewusstseins von der Erhaltung des gemeinsamen Namens, durch den ihre Mitglieder gegenseitig erkannt werden.

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Wenn aber die Nationen keine reinen, d.h. willkürlichen Konstrukte sind, dann muss dies zweifach Folgen für die Zukunft des Vereinigten Europas haben. a) Eine Nation ist

Es ist aber wichtig zu betonen, dass nicht nur der Nationalkonstruktivismus, bzw. der Identitätsnominalismus, in ihrer Tragweite begrenzt sind, sondern ein Bestehen auf der Politik der (neuen) Namen als Gegenwirkung die Rückkehr der Politik der (alten) Identitäten verursachen kann. Dies geschieht schon weltweit als die Antwort auf die absichtlich gesteuerte Globalisierungsstrategie.

¹⁵ Die Rede von der Kontinuität des Blutes, obwohl sie scheinbar auf ein tatsächlich-ontisches Moment verweist, ist sinnvoll erst als das Bewusstsein vom Bestehen dieser Kontinuität, was das Phänomen der Familienherkunft zu einem hauptsächlich sozialgeschichtlichen, und nicht nur biologischen macht.



Westeuropa müsste in dem Sinne etwas vorsichtiger und klüger sein, um zu verhindern, dass die bürokratische Hartnäckigkeit verbunden mit einer theoretisch ungebildeten Lust an der Identitätsbastelei die schon erreichte Stufe der Einheitlichkeit und Eintracht (West-)Europas bedroht.

nicht in dem Sinne kontingent, dass sie nur ein geschichtlich vorübergehendes Phänomen der Bildung der Kollektivität (in der europäischen Lebenswelt) wäre; b) die Macht der intentionalen Herstellung/Konstruktion kollektiver Identitäten in der Geschichte ist sehr begrenzt; d. h.: so etwas ist unmöglich, wenn eine starke substantielle Grundlage dafür ausbleibt. Das ist der Grund, warum eine unbesonnene Namens Einführung (bzw. das Verleihen der schon bekannten Namen einer zu verwirklichenden Identitätspotenz) zum Zwecke einer wirklichen Identitätsbildung auch heutzutage ungenügend sein muss – unabhängig davon, wie viel Druck man auf das öffentliche Bewusstsein in einem bestimmten geografischen Gebiet ausübt.¹⁶ Es ist aber wichtig zu betonen, dass nicht nur der *Nationalkonstruktivismus*, bzw. der *Identitätsnominalismus*, in ihrer Tragweite begrenzt sind, sondern ein *Bestehen auf der Politik der (neuen) Namen kann als Gegenwirkung die Rückkehr der Politik der (alten) Identitäten verursachen*. Dies geschieht schon weltweit als die Antwort auf die absichtlich gesteuerte Globalisierungsstrategie (meistens von den Vereinigten Staaten).

Europa, genauer: Westeuropa, müsste in dem Sinne etwas vorsichtiger und klüger sein, um zu verhindern, dass die bürokratische Hartnäckigkeit verbunden mit einer theoretisch ungebildeten Lust an der Identitätsbastelei die schon erreichte Stufe der Einheitlichkeit und Eintracht (West)Europas bedroht. Auf diese Weise könnte der Entwurf der europäischen Einheit auch seine Anziehungskraft für

die Länder des »zweiten Europa« beibehalten, deren Eliten nicht mehr lange im momentanen Zustand der fraglosen Faszination vom westeuropäischen Fetisch bleiben werden.

Wie groß ist die Chance, einen Europäischen Bund zusammenzuschließen, in dem die europäische Identifikation stärker als die jeweilige nationale sein könnte? Einst haben die nationalen Projekte dem Zwecke der politischen Befreiung (entweder von weltlichen oder von geistlichen Imperien) gedient. Jetzt, wenn die Imperien verschwunden sind, kann es sein, dass die Gegebenheiten der nationalen Staaten selbst irgendwie als eine Einschränkung der Freiheiten verspürt werden kann. Außerdem haben sich gewisse Übertragungen bzw. Umverteilungen von Identifikationen (vom Nationalen in Richtung des Europäischen) sicherlich als wohltuend gezeigt, denn damit werden wahrscheinlich die Zusammenstöße zwischen der partikularistisch-nationalen Staaten verhindert. Wenn man in der Geschichte als Zyklus, in dem sich die universalistischen und die partikularistischen Phasen abwechseln [Stammgebilde – Ethnien – (Imperien) – nationale Staaten – übernationale quasistaatliche Schöpfungen]¹⁷ betrachtet, so darf man trotzdem nicht vergessen, dass ein Übergang (oder eine »Rückkehr«) aus der Phase der Identifikation mit dem »Real-Handgreiflichen« in die Phase der Identifikation mit etwas Ideal-Abstraktem ziemlich unwahrscheinlich ist. Die ursprüngliche Sozialisierung durch die Sprache,

¹⁶ Das Beispiel dafür ist der Mißerfolg der gängigen Politik des Westens (darunter auch der EU) in Bosnien und Herzegowina, wo, trotz der ungeheuren Anstrengungen, eine Identifikation der Bürger mit dem bürgerlich, bzw. »verfassungspatriotisch«, aufgefassten gemeinsamen Staat zu erwirken, nach wie vor die national-ethnische Identifikation vorherrscht, und zwar dermaßen, dass man mit Sicherheit voraussagen darf, dass die Mehrheit der Staatsbürger dieses Staates (d. h. die christliche Mehrheit - Serben und Kroaten), ohne äußeren Druck und Zwang, sich momentan, samt den entsprechenden Teilen des Staatsterritoriums, den Nachbarstaaten (d. h. BR Jugoslawien und Kroatien) anschließen würde.

¹⁷ Theodor SCHIEDER: »Nationalbewusstsein und europäische Einigung«, in: Michael JEISMAN/Henning RITTER (Hrsg.), *Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus*, Leipzig 1993, S. 230/1.



Sondergeschichte und eigentümliche Tradition muss auch fortan der Ausgangspunkt jeder möglichen »Europareise« oder gar eines »Europaschöpfens« bleiben. Da aber die Gemeinschaftsgründung durch die stärkste, also die nationale Identität vermittelt bleiben wird, müßte auch der Nationalstaat weiterhin der eigentliche Raum für die Äußerung des rechtlich regulierten gemeinschaftlichen Lebens bleiben.

Die Europäer werden sich nach wie vor hauptsächlich durch die nationalen und nicht durch die europäische Kultur identifizieren. Während die Teile der nationalen Kultur in uns größtenteils »quasinatürlich« (also mit Hilfe der nationalen Erziehungs- und Kulturbetriebe) *anwesend* sind, *reflektiert* man gleichzeitig auf die gesamteuropäischen Errungenschaften nur durch eine ausdrückliche Denkarbeit, die die Grenzen der erwähnten nationalen Sozialisation zu überschreiten trachtet. Diese Arbeit ist aber nur bei wenigen, im Vergleich zum Durchschnittsniveau, äußerst gebildeten Leuten zu erwarten.

Es ist aber noch wichtiger, dass eine intentionale Identifikation mit den europäischen Errungenschaften die national-kulturelle Grundlage keinesfalls ersetzen kann, sondern das Letztere stellt vielmehr das Sprungbrett für die Erlangung des Gesamteuropäischen dar. Es lässt sich also ein glaubwürdiges kulturelles Europäertum nicht ohne die Verwurzelung in einer nationalen (aber innereuropäischen) Kultur vorstellen. Die kulturelle Identifikation der Bürger der europäischen Staaten muss folgerichtig zweistufig bleiben: In erster Reihe muss sie die nationalbezogene und in zweiter Instanz

kann sie eventuell auch eine übernational-gesamteuropäische werden.

Ein Vereinigtes Europa kann sein Leben nicht auf rein ökonomische Grundlagen stützen,¹⁸ sondern muss auch rechtlich konsolidiert sein, aber nicht auf die Weise einer bürokratischen, von den Bürgern entfremdeten Reglementierung (wie bislang), sondern im Sinne der Grundentscheidung aller Bürger über die Verfassung ihres Gemeinwesens. Dies würde aber einen europäischen Bürger voraussetzen, der innerhalb des gemeinsamen (Supra-)Staatsgebildes nicht nur die *objektive* Anerkennung erworben hat (so Hoffmann), sondern der auch die Mitgliedschaft in einer europäischen *Solidargemeinschaft* genießt. Die objektive Anerkennung verweist auf das logisch-rationale Moment, bzw. auf die jeweilige Offenheit des Prozesses der vernunftmäßig-diskursiven Anerkennung (manchmal auch der kulturell-zivilisatorisch Außenstehenden), wohingegen die Solidar-, bzw. Erinnerungsgemeinschaft auf die konkreten geschichtlichen Gegebenheiten verweist, die im Laufe der Geschichte die Kristallisierung der Kerne der wechselseitigen emotiv aufgeladenen gemeinschaftlichen Identifizierung bedingt haben. Dadurch zeichnet sich die Formel für die Entzweiung des Problems der europäischen Identität ab: Europa ist, wie übrigens das alte Griechenland, die univernale Gemeinschaft, die sich in den bestimmten Grenzen zu verwirklichen hat und die, neben ihrer offenen Begründetheit auf den Vernunftsprinzipien, an gewisse partikulär-geschlossene, rational unbegründbare, aber dafür emotiv potente, Gegebenheiten gebunden ist. Vertraute, obwohl unbegründbare, Konkretheit, die das Nationale als

Es läßt sich also ein glaubwürdiges kulturelles Europäertum nicht ohne die Verwurzelung in einer nationalen (aber innereuropäischen) Kultur vorstellen. Die kulturelle Identifikation der Bürger der europäischen Staaten muß folgerichtig zweistufig bleiben: In erster Reihe muß sie die nationalbezogene und in zweiter Instanz kann sie eventuell auch eine übernational-gesamteuropäische werden.

18 Thomas Sören HOFFMANN, a.a.O., S. 220: »Ja es tritt in der Hauptsache immer nur eine Grundsatzentscheidung hervor: nämlich die, ob der Vorrang objektiver Anerkennung, d.h. des Rechts, vor außerrechtlichen Zwecken, z.B. der Freilassung der »invisible hand«, gewahrt werden soll oder nicht. Darin liegt bereits die Fragwürdigkeit aller Argumentationen für eine politische Einigung Europas, die primär auf ökonomische, finanztechnische und andere transnationale »Zwänge« aus anonymen, nichtindividualisierten Strukturen setzen.«



thema DAS ZWEITE
EUROPA

TSCHASSLAW KOPRIWITZA:

solches vergegenwärtigt,¹⁹ soll *mutatis mutandis* (zwar auf einem höheren Niveau und deswegen schwächer ausgeprägt) auch die Grundlage der europäischen Identifikation bereitstellen. Deswegen können nur die gemeinsamen europäi-

schen Erinnerungen (soweit vorrätig), im breitesten, d.h. »inklusive« Sinne genommen, dem gewünschten Europa die dringend nötige Substanz verschaffen und demgemäß seine letzten möglichen Grenzen bestimmen.²⁰

19 Thomas Sören HOFFMANN, a.a.O., S. 222: »Wie niemand erst an Hand von Subsumtion unter Allgemeinbegriffe eine Sonate als italienisch, einen Schreibstil als französisch, ein Lebensgefühl als russisch »erkennt«, so existieren auch Völker, primär als Objekte totalisierender Intuition, als historische eide, während alle Versuche, sich rein diskursiv darüber zu verständigen, was sie jeweils »sind«, was ihr »Wesen« oder gar ihr »Bestimmung« ausmacht, schnell in die Beliebigkeit, wenn nicht zu gewalttätiger Abstraktion führen ...« Es ist hier angebracht zu vermerken, dass die Tatsache, dass etwas unerklärbar oder unbegründbar ist, nicht bedeutet, dass es unvermeidlich etwas beliebig Ausgedachtes oder gar Unsinniges darstellt.

20 Dann dürften z.B. Russen oder Serben in gemeinsamen Entwurf eingeschlossen werden (die Stützpunkte der gemeinsamen geschichtlich-kulturellen Erinnerung: jahrhundertelange Verteidigung gegen die gemeinsame asiatische Gefahr, Christentum, die erkennbaren und europaweit auf Widerhall treffenden autochthonen Kulturschöpfungen), während die Türkei, unabhängig von möglicher volkswirtschaftlichen Rechtfertigung, aus einem solchen Projekt heraus gelassen werden müsste, denn andernfalls gäbe es keinen Grund, den Erweiterungsprozess an den Grenzen des Iran oder sogar Indiens stehen bleiben zu lassen.